

## Eine andere Greina von Leo Tuor

(In Deutsch in der Übersetzung von Christina Tuor-Kurth)



Für den Schafhirten beginnt die Greina im Norden mit Carpet, für den Jäger im Süden mit Val Canal. Von diesen beiden einander entgegengesetzten Punkten gehen ihre Geschichten aus. Dazwischen sind die Wasser, die Felsen, die Steine, die Steilhänge, die Wege. Ihre Hütten dienen nur als Unterschlupf, um die Sachen im Trockenen zu haben, etwas Feuer zu machen, etwas Warmes zu essen und um ein wenig Kaffee zu trinken. Beide sind hinter Tieren her, der

eine hinter den Schafen, der andere hinter den Gämsen. Dann gibt es denjenigen, der hinter den Steinen her ist, der Strahler. Über ihn können wir nichts sagen. Er verrät uns nie wohin er geht. Er richtet sich nach dem Felsen und nach der Nase. Dann gibt es den Touristen. Der Tourist ist in einer anderen Lage, er jagt das Prächtige.

Er sieht die Gegend, aber kaum Tiere. Mit den wilden und den Haustieren in den Bergen ist es wie mit den Sternen, die man am helllichten Tag nicht sieht und doch sind sie genau wie in der Nacht über uns. Der Tourist sieht nur die Tiere, die ihm den Weg versperren, er wandert von Hütte zu Hütte, dem markierten Weg nach. Er fotografiert, bewundert, ist entzückt. Wenn der Jäger, der Hirte oder der Strahler einen Touristen in den Bergen sieht, bei dem vor lauter Begeisterung die Funken sprühen, ergeht es dem Bergler wie Heinrich Heine und dem Fräulein am Meer: *Ein Fräulein stand am Meere / Und seufzte lang und bang / Es rührte sie so sehre / Der Sonnenuntergang. // «Mein Fräulein sein Sie munter, / Das ist ein altes Stück: / Hier vorne geht sie unter / Und kehrt von hinten zurück.»* In seiner Begeisterung sieht der Tourist letztlich nur sich selbst.

So kommt es, dass Touristen über Hirten nichts wissen, nichts über Jäger. Sie wissen nicht von denen, die in der Landschaft leben, welche sie in ein paar Stunden durchschreiten, um gesehen, fotografiert und dokumentiert zu haben. Sie wissen am Ende nichts über die Gegend, die sie verherrlichen. Jedes Mal, wenn sie wiederkommen, sehen sie was sie erwarten: das Imposante, das Spektakuläre. Der Einheimische hat zwar auch eine gewisse Ahnung davon, kennt aber stets «seine ironische Ablehnung» wie Thomas Mann es einst beobachtet hat. Er erzählt, dass Iwan Gontscharow während eines Sturmes auf dem Meer vom Kapitän aus seiner Kajüte geklopft wurde: «Sie sind ein Dichter, Sie müssen das sehen, es ist grossartig!» Der Autor des «Oblomow» ist aufs Deck des Schiffes gekommen, hat sich umgesehen und gesagt: «Ja, Unfug, Unfug!» Dann ist er wieder hinuntergegangen.

Wir lassen also das Fräulein in uns bei Seite, ändern die Sichtweise und mit ihr den Rhythmus, betrachten das Wandern von Hütte zu Hütte als absurdes Drama und gehen durch die Greina wie derjenige, der im Gebirge lebt, wissend, dass es oft verrückt genug ist.

I  
Wie einmal im September, ein typischer Jagdtag in den Klüften der Val Sumvitg, nachdem es am Vortag geregnet hatte: Aus den Tälern stieg dichter Nebel herauf und blieb zäh hängen. Der Jäger hat die Wahl entweder in der Hütte zu bleiben oder, wenn er keine Ruhe hat, das Gewehr zu nehmen und abwärts zu gehen. Ich hatte gedacht, geh hinunter, und war dort angelangt, wo ein alter Pfad in die Greina führt, als der Nebel sich verflüchtigte und das Wetter schneller als erwartet sich besserte und mich taleinwärts statt -abwärts lockte. Der Pfad zieht sich rechts vom Bach den Berg entlang, dann über eine Schneebrücke und folgt auf der linken Seite dem Wasser. Als ich hinten bei der

Schneebrücke ankam, war kein Schnee mehr da. Man war sich gewohnt, dass diese natürliche Schneebrücke besteht und den Übergang ermöglicht, und so hat man das noch immer im Kopf. Aber ich war nicht weiter beunruhigt. Dann gehst du halt durchs Wasser. Ich habe mich ausgezogen, Hosen und Strümpfe in den Rucksack gestopft, Schuhe und Gewehr um den Hals gehängt, habe mit dem Stock in den Rhein getastet und bin mit diesem Tingeltangel ins Wasser gestiegen. Schritt für Schritt mich gegen die Flut stemmend, ist mir bald klar geworden, mitten im Rhein auf 1950 Metern über dem Meeresspiegel, dass ich diesem Unternehmen nicht gewachsen war.

Es blieb nichts anderes, als aufzugeben und umzukehren. Im eiskalten Rhein habe ich an jenem Jagdtag bis hinauf zum Bauchnabel die Folgen der Klimaerwärmung gespürt: Das Verschwinden der einst für ewig gehaltenen Lawinenreste, der *vadretgs*, die den Hirten und Jägern als Brücken über Schluchten und Bäche dienten. Lawinenreste, Rutschschnee, verfestigte Schneemassen, Schneebrücken, erst jetzt da sie nicht mehr sind, merkt der Bergler, welche Bedeutung sie hatten, um im Gebirge schneller voranzukommen; sei es, um Täler und Schluchten zu überqueren, oder sei es, um eine Runse hinunterzugleiten wie auf Skiern und im Nu ein paar hundert Meter tiefer zu sein.

Hätten wir den Bach überqueren können, wären wir auf einem Schafspfad taleinwärts gegangen und hinauf zur Terrihütte gelangt. Hinter der Hütte liegt eine Kuppe, Muot la Greina, und dahinter befindet sich die Greinaebene. In der Mitte der Kuppe lag immer alter Schnee. Dasselbe Bild dem Hütteneingang gegenüber: zwei Couloirs, gefüllt mit Schnee, Eiszungen, die von dem Greinagletscher wie erstarrtes Wasser herunterreichten. Darüber lag der Riese und breitete seine ewigen Arme über die Schultern des Berges aus, jetzt sind es nur noch geglättete Hügel und Geröllhalden. Ach, die Gletscher. Entflohen wie die Götter. Wann kehren sie wieder in dürftiger Zeit?

Auf der Suche nach dem verlorenen Schnee umgehen wir den Muot, steigen weit über die Hütte hinaus und gelangen unter den Piz Terri. Eine alte Karte zeichnet diese Gegend als einen Ring von Bergen und schreibt in diesen: *Hier sind lauter Eisberge, Gletscher genannt, dahin noch kein Mensch gekommen*. So erwarten wir wenigstens hier einen furchterregenden Gletscher, der uns seine Zungen entgegenstreckt. Wir finden stattdessen einen eisfressenden See. Seine Wellen klatschen an unsere Ohren. Im Wasser spiegelt sich der Ring der Berge.

## II

Der Ring der Berge zittert auch im schwarzblauen Wasser der Sümpfe voller Leben, Fliegen, Insekten. Oder im heißen August, wenn die Luft flimmert: die fahlen Berge in der Ferne. Es sind andere Berge, als die des Herbsts, die man fassen kann. Auch andere, als die stummen Berge des Winters mit ihrer weissen Decke. In jedem Monat kann es plötzlich weiss sein, die Landschaft einebnen. Dann verschwinden die Geröllhalden, und wenn der Nebel, der Gefährte der Nacht, noch kommt und Hügel und Mulden einhüllt, Täler im Nu auffüllt, ist nichts mehr da als unendliche Leere.

Wenn Berge in dieser Gegend verschwinden können, dann ist es auch nicht verwunderlich, dass ganze Gämsrudel verschwinden, oder dass eine Herde Schafe plötzlich verschluckt wird.

Dieses eine Mal, als wir hinter den Gämsen her in Richtung des Terrigletschers links dem See entlang gingen, auf den Sattel, den Grat, den Piz Canal kletterten, hinunterstiegen entlang des rutschigen Schiefergerölls von Blengias, über die Fuortga Melna in die Val Canal gelangten und den ganzen langen Tag nur zwei nicht erlaubte Gämsen sahen. Den ganzen Tag schon war das Wetter aufdringlich schön gewesen, obwohl – oder gerade

weil – das Barometer unten war. Ungefähr eine halbe Stunde bevor es vollkommen eindunkelte, waren wir zuoberst in der Greinaebene und der Himmel hatte sich bedeckt, ohne dass wir es bemerkt hatten. Es fing an zu schneien wie in tiefem Winter und das Rudel Gämsen, das wir den ganzen Tag gesucht hatten, tauchte plötzlich zweihundert Meter von uns entfernt im dichten Schneetreiben auf: Schwarze Flecken, die vom graufahlen Hintergrund abhoben. Mein Begleiter, ein alter Jäger, wirft sich hin, stellt den Rucksack auf den Boden, legt das Fernrohr obendrauf und beobachtet die Gämsen, die sich sicher fühlen und am nassen Gras rupfen. Währenddessen wird es Nacht. Das sind jene Sommernächte in den Bergen, die an Flucht und Weihnachten erinnern. Der Plan war, morgen früh im Dunkeln hierher zurückzukehren, mitten ins Rudel, und zu versuchen, eine alte Geiss zu erlegen.

Am nächsten Morgen um vier lagen auf den Steinplatten vor der Hütte vierzig Zentimeter Schnee. Wenig Chancen nach Gämsen zu jagen. Auch mussten erst einmal die auf dem Nachtlager versammelten Schafe ins Tal gelangen. Ihr Ruheplatz lag im Nebel, der sich kaum auflöste, und selbst dann nicht zu erkennen war, weil er unter einer schweren Schneeschicht lag und – leer war. Donnerwetter! Wo waren die Schafe? Tausend Schafe einfach verschwunden? Da beginnt der Schafhirten in die Stille zu pfeifen und siehe da: Die Schneedecke hebt sich, macht einen Buckel und bricht. Ein Schaf nach dem anderen rüttelt sich den Schnee vom Rücken, schüttelt die Glocke, macht sich auf den Weg und wird zur Herde, die mit hängenden Ohren für immer im Nebel verschwindet.

### III

In den Bergen kommt es darauf an, ob wir als Schafhirten oder als Jäger oder als beides unterwegs sind. Sind wir als Hirten unterwegs, sehen uns die Touristen nicht, sind wir als Jäger unterwegs, sehen sie sofort das Gewehr und verachten uns. Mit bösem Blick murmeln sie empört: «Mörder!», und setzen ihre Wanderung fort. In der nächsten Hütte kehren sie ein, duschen sich, trinken Veltliner, essen und übernachten. Wir rennen zwei Wochen in den Bergen umher, erlegen eine Gämse, wenn wir Glück haben, packen sie auf den Rucksack und das Gewehr noch darüber, tragen vierzig Kilo vier, fünf, sechs Stunden hinunter ins Tal, haben für unsere Familie ein wenig Fleisch, von dem wir wissen, woher es kommt. Und diese feinen Touristen, die kommen und die Berge bewundern, kehren in den Clubhütten ein, essen Fleisch mit allerlei Beilagen, alles sauber und flott geschlachtet, vakuumverpackt und mit dem Helikopter hochgetragen.

Wir tun somit gut daran, uns nicht als Jäger zu zeigen und uns von der Umgebung verschlucken zu lassen. Abend, Nacht und Morgendämmerung sind unsere bevorzugten Zeiten. Dann, wie auch bei schlechtem Wetter, treffen wir niemanden. Dann ist die Gegend ganz mit uns.

Es ist ein anderes Tal, wenn wir in Val Canal hinter Schafen oder hinter Gämsen her sind. Die Schafe, wenn sie frühmorgens die vordere Ebene abgrasen, haben die Tendenz in die Flanke zu ziehen, Schnüre zu bilden und sich gegen Val Canal zu wenden. Wenn wir um zehn Uhr morgens dort sind, gelingt es uns noch, alle zu kehren. Wir müssen da sein, bevor der eine Teil der Herde rechts, der andere links hochsteigt. Aufwärts ziehen sie sicher, denn das Gras in der Talsohle ist zu alt.

Wenn wir hinter Gämsen her sind, befinden wir uns bei Tagesanbruch in Val Canal. Spätestens, wenn die Sonne aufgeht und zu wärmen beginnt und die Winde drehen, ist alles vorbei. Bis zur Abenddämmerung. So sieht das Schönwetterprogramm aus. Bei schlechtem Wetter ändert sich alles radikal. Es kann völlig verkehrt laufen. Wenn die

Jäger von solchen Tagen berichten, beginnen sie immer mit dem folgenden Satz: «An diesem Tag ist alles ganz anders gekommen.»

An diesem Tag kam alles ganz anders. Das Wetter war verstört, ich war verstört, die Gämse waren verstört. Um fünf Uhr war ich aufgestanden, hatte den Rucksack gepackt, und mich in Richtung Val Canal aufgemacht.

Ich hatte in Val Canal gewartet und mir den ganzen Tag die Finger abgefroren. Kälte, Schneetreiben, Sonne und wieder Nebel. Fortwährend anderes Wetter und ungünstige Winde. Sieben Gämse am Abhang, eine Geiss vielleicht erlaubt, aber keine Möglichkeit heranzukommen. Bei diesem Wetter bist du ständig damit beschäftigt, Gläser zu putzen. Nach sieben Stunden frieren dachte ich: Macht was ihr wollt! und bin aus dem Tal gegangen. Auf halbem Weg kam auf einmal die Sonne aus den Wolken. Es war halb vier. Ich habe mich zu Boden gelassen, die Regenkleider ausgelegt und mich wie ein Heublache ausgebreitet und die Sonne genossen. Ab und zu ein Blick hinauf zum Grat des Zamuor. "Dort kommen bei schlechtem Wetter gerne Gämse vom Lugnez rüber", hatte mir, ich erinnere mich, ein alter Jäger einmal gesagt. Ach was, dort oben habe ich immer nur Steinböcke gesehen. Aber heute kamen doch tatsächlich Gämse leichtfüßig vom Grat herüber: Geiss, Kitz, Geiss, Kitz, ein Jährling, und noch eine Gämse. Das ist etwas fürs Fernrohr.

Ich richte mich auf und schaue genauer: Geiss, Kitz, Geiss, Kitz, Jährling und eine Gämse alleine, nur mit einem Horn. Interessant. Wie vorgehen? Schon vier Uhr. Vom Tal zieht Nebel hoch. Ich muss das offene Gelände überqueren, aber dann sehen sie mich, obwohl sie dreiviertel Stunden weiter oben sind. Also warten, bis der Nebel kommt und dann rüber und den Hang hinauf, hoffend, dass der Wind nicht von hinten bläst. Alles ist gelungen: Der Nebel ist gekommen, ich bin zum Hang rübergerannt, das Steile hochgegangen, habe eine Runse überquert, bin in eine zweite Runse geglitten, diese hoch, so steil, dass man auf allen Vieren gehen muss. Bin schon weit oben im Hang als der Nebel sich für einen Moment hebt und ich die Gämse sehe.

Ich ducke mich hinter einem Stein und spähe durchs Fernglas. Kein Zweifel, die einhörnige Gämse ist eine alte Geiss. Muss wieder den Nebel abwarten. Der lässt indessen nicht lange auf sich warten, er kriecht an meiner Seite hoch und hüllt im Nu die ganze Gegend ein. Ich gehe in einem fort in Richtung der Tiere. Der Nebel wird dichter und dichter, und als ich auf Schussweite sein mochte, da schneit es - und ich fluche. Es stürmt wie mitten im Winter, direkt in mein Gesicht. Von Gämse keine Spur. Die haben mich gespürt und sind auf den Grat zurückgekehrt und auf der anderen Seite verschwunden, so spekuliere ich. Ich gehe eng am Hang entlang hinaus, werfe mich in die Senken, überquere duckend die Erhöhungen. Plötzlich eine Gämse, zwanzig Meter vor mir, die Einhörnige. Frisst friedlich im Schneetreiben. Hat mich nicht gesehen, die alte Geiss mit dem hängenden Rücken. Scharrt von Zeit zu Zeit den Schnee mit dem Vordelauf weg. Ich verharre seitlich in einer unmöglichen Haltung. Darf mich nicht bewegen. Und jetzt erblickt sie mich. Ich gleite zu Boden. Greife zum Gewehr, ziele. Diocane, das ZF-Okular ist voller Schnee. Soll ich aufs Geratewohl dem Schaft entlang visieren und riskieren, das Tier nur anzuschiesse? Sekunden vergehen. Nein, drück nicht ab. Die Geiss kehrt den Rücken und fort ist sie. Was bist du nur für ein Dummkopf, kletterst im Schneetreiben durch die Schluchten ohne Schutzdeckel auf dem Zielfernrohr! Ich richte mich auf im stürmenden Wind und lache über mich selbst, entferne noch immer nicht den Schnee vom Okular. Das rettet der Gämsegeiss ein zweites Mal das Leben. Sie taucht noch einmal aus dem Schneegestöber auf, schaut neugierig und staunt noch immer über den Jäger der da staunend steht, das kalte Gewehr in der Hand.

#### IV

Inzwischen ist es richtig Winter. Dicke Flocken treiben geradewegs ins Gesicht. In mir ist eine Leichtigkeit. Ich bin stolz, bei derart schlechten Bedingungen so nahe ans Tier herangekommen zu sein und ich bin nicht weniger stolz, nicht geschossen zu haben. Lebe nur, du Geiss! Jetzt hurtig übers Schiefergeröll unter dem Piz Stgir hinaus, zum Pass Diesrut hinuntergleiten und im Dunkeln nach der Hütte von Carpet eilen.

Die Schneestürme des Diesrut habe ich fast in allen Monaten des Jahres gesehen. Einmal zu Ostern waren wir auf Skitouren in der Greina. Plötzlich hat sich das Wetter gekehrt und wir mussten bei Nebel heruntersteigen. Es schneite und alles war weiss und eben. Ich kenne die Greina wie meine Hosentasche, aber wenn der Winter tobt, würde ich mich nicht über den Diesrut trauen. Ich hätte Angst vor der Leere. Der Hüttenwart jedoch zog vor uns ruhig seine Spur ins Weiss, ohne Kompass oder sonst etwas und es schneite so stark, dass wir wie Schneemänner aussahen. Zwei Männer, zwei Frauen, ein Kind, eine Hündin. Nach einer Stunde waren wir auf dem Diesrut, den wir an der Stange des Wegweisers erkannten. Wir zogen die Felle von den Skiern, die waagrecht im Wind flatterten, unmöglich sie zusammenzurollen. Als alle zum Aufbruch bereit waren und ich meinen Rucksack nehmen wollte, war die Hündin nicht mehr da. Sie hatte sich doch wie immer neben meinem Rucksack hingelegt! Und tatsächlich, als ich den Rucksack aufhebe, bewegt sich auch der Schnee und es kommt mein Hund hervor, der sich neben meinen Stöcken eingerollt hatte, die Nase in den Schwanz gesteckt.

Das ist mir in den Sinn gekommen, während ich im Schneesturm des Herbsts wie ein Verrückter in Richtung Carpet eilte, meine Hündin, wie sie vor mir verschwunden war am Diesrut. Ach, sie ist schon in der Erde, meine Hündin, die so viele Male mit mir in den Bergen und Schluchten war. Sinta, dieser kapriziöse Hund voller Leben mit dem Charakter einer Katze, die wann immer sie konnte, das machte was sie wollte. Sie hätte meine tausend Schafe auch alleine gehütet, nach ihrem Kopf. Sie freute sich wenn der Wecker klingelte, war mit einem Strecken aufbruchbereit und konnte es kaum erwarten nach draussen ins Freie und an die Arbeit zu gehen. Sie hat mich gelehrt, unbeschwert zu leben, und mir zuletzt die Kunst zu sterben gezeigt. Als sie alt war und von einem Tag auf den andern an einem Auge blind wurde und kurze Zeit später am andern auch, hat sie das Leben fahren lassen, wollte das Haus nicht mehr verlassen, hat aufgehört zu fressen, hat die alte Nase in die Schwanzhaare vergraben und ist gestorben. Wir haben sie, Gesetz hin oder her, neben dem Haus begraben, unter dem Stall neben dem Holunderstrauch, mit dem Kopf nach Süden, wo der Piz Terri dem Muot la Greina über die Schultern talauswärts blickt.

Setzen wir den unsicheren Weg Richtung Carpet im Schneetreiben des Herbstes fort. Es ist ein anderes Schneien als dasjenige des Winters. Nässer, aber nicht so lautlos. Je dunkler es wird, desto besser kann das Auge die Spur des Pfades im langen Gras ausmachen. Jahrhunderte lang haben die Schafe das Gras von Carpet kurzgehalten, die Pfade ausgetreten. Jetzt wächst alles ein, weil die Schafe von den Bürokraten diffamiert worden sind, und wenn eines Tages aus der Greina ein Reservat gemacht wird, wird es offizielle Wege geben. Verboten werden diejenigen auf denen über Generationen die Schafe, die Hirten und deren Hunde gegangen sind.

Reservate werden inszeniert um das schlechte Gewissen zu beruhigen. Sie bedeuten das Ende von Hirten und Jägern, von Herde und Hund. Das Ende der Pfade. Den Tod der Geschichten. Es bleiben die Wasser, die Felsen, die Steine, die Steilhänge. Begeisterten Touristen ausgeliefert.